# Ein Ausflug ins Räuberland

*Von Missionar Paul Gäbler*

Quelle:
Evangelisch-lutherisches Missionsblatt. Ev.-luth. Mission Leipzig 1927.
Seite 36 bis 42

Inhalt

1. Kallernad ..... 1
2. Blutrache ..... 2
3. Jalikats ..... 2
4. Verwandtenheirat ..... 2
5. Maßnahmen der Regierung ..... 2
6. Ausflug nach Usilampatti ..... 3
7. Heidenpredigt ..... 4

## 1. Kallernad

Westlich von Madura liegt ein hügelbekränztes, manchmal von erfrischenden und sandreichen Winden durchbraustes Land, das Kallernad, auf deutsch: Räuberland. Es ist die Heimat der Diebeskaste, deren Hauptstamm dort wohnt. Noch vor wenigen Jahrzehnten war es ein gewagtes Unternehmen, in jenem Gebiet zu reisen. Man musste gefasst sein, bei rabenschwarzer Nacht und selbst bei helllichtem Tage plötzlich seiner Habseligkeiten beraubt zu werden. Ähnlich muss es in den Zeiten des alten deutschen Raubrittertums gewesen sein, nur dass die indischen Kaller ritterlicher zu sein scheinen; sie lassen mit sich reden. Besonders beliebt sind Viehdiebstähle. Die Tiere werden sofort in der ersten Nacht 30 bis 40 km weit fortgetrieben und dann sorgfältig verborgen gehalten. In solch einem Falle die Polizei zu alarmieren, ist völlig aussichtslos. Denn selbst ein durchtriebener Polizist würde bei der Nachforschung in Verzweiflung geraten, zumal jeder Einheimische passiven Widerstand übt. Nur auf diplomatischem Wege und unter Beistand von Mittelspersonen hat man Aussicht, das Gestohlene wiederzuerlangen, jedoch nicht ohne Zahlung des tuppu-kuli, des Lösegeldes. Wollte früher ein Kaufmann sicher gehen, dann schloss er vorher sozusagen eine Diebstahlsversicherung ab und wurde dann von einem Kallermädchen begleitet, das mit der Hand ihr Ohr gefasst hielt. Dann wussten alle Kaller Bescheid und taten keinen Schaden.

In vieler Hinsicht hebt sich jedoch dieser Volksstamm vorteilhaft von den südindischen Stämmen ab. Betrunkenheit gibt es kaum - erst neuerdings dringt der Alkohol mit der vorrückenden Kultur ein - und Opium wird nur ausnahmsweise genossen. Besonders eindrucksvoll sind die Volkstänze der Kallerjungen und -mädchen, bei denen die mit Schellen geschmückten Füße im Rhythmus bewegt und kurze Stäbe im Takt aneinander geschlagen werden, so dass man weithin das Klingklang und Klipp-klapp vernimmt. Hei, da sprüht das Leben! Ich hatte gedacht, so etwas gäbe es nur in Afrika, etwa unter den Wadschagga. Es ist eine Freude, die geschmeidigen und kraftvollen Tänze der indischen Jugend zu sehen.

## 2. Blutrache

Doch gibt es, vom Stehlen abgesehen, noch andere dunkle Seiten, die das unbändige Wesen der Kaller enthüllen. Nur im Vorbeigehen sei viererlei erwähnt. Das eine ist die blutige Rache, die schlimmer ist als selbst das, wofür man den Ausdruck Blutrache geprägt hat. Wenn ein Zank zwischen mehreren Frauen entsteht, so kommt es vor, dass die Frau, die sich beleidigt fühlt, zur Haustür ihres Widersachers geht und dort ihr eigenes Kind tötet. Sofort entsteht ein gewaltiger Tumult und das Dorfgericht tritt zusammen. Stellt sich dabei heraus, dass die Angeklagte im Unrecht ist, so geht ihr Mann nach Hause, nimmt sein Kind und tötet es vor dem Hause der Frau, die ihr Kind zuerst umbrachte. Damit gilt der Zank als beigelegt. Immerhin gehört diese entsetzliche Sitte, wie versichert wird, nunmehr der Vergangenheit an.

## 3. Jalikats

Das zweite sind die Jallikats, eine Art Stierkämpfe, die jährlich im Februar oder März in allen Dörfern abgehalten werden. Es kommt hier nicht wie in Spanien darauf an, den durch Trommelwirbel und anderes vorher wildgemachten Stier zu töten, sondern Tücher, die auf seinen scharf zugespitzten Hörnern festgebunden sind, loszulösen. Oft kommt es dabei zu Todesfällen; so wurden in Usilampatti kürzlich zehn Minuten vor der Ankunft des Gouverneurs von Madras zwei Männer bei einem derartigen Kampf getötet. Sieger ist entweder der Besitzer des Stiers, wenn dieser ausbricht und unbezwungen nach Hause stürmt, oder der Jüngling oder Mann, dem es gelingt, den Stier im wahrsten Sinne des Wortes bei den Hörnern zu packen und das Tuch herabzuholen. Es sind wilde und blutige Schauspiele - ein Jammer, dass sich soviel Manneskraft in missleiteter Weise austobt.

## 4. Verwandtenheirat

Eine dritte ungewöhnliche Sitte ist die Verwandtenheirat. Jeder muss das Kind von Vaters Schwester oder Mutters Bruder heiraten. Unlängst wurde ein Junge von 13 Jahren von der Missionsschule fortgeholt und mit seiner Base, einer vierzigjährigen Frau, verheiratet. Was für Abgründe werden dadurch im Familienleben aufgerissen! Nur durch Zahlung der merkwürdigen Summe von 100 Rupies und vier Annas (etwa 150 Mark) kann man sich von solch einer Mußheirat loskaufen. Die Folgen dieser jahrhundertelangen Verwandtenheirat treten manchmal krass zutage. Man wundert sich nur, dass es nicht noch mehr der Fall ist. In der Kostschule von Usilampatti befindet sich z. B. ein achtjähriges Mädchen, an dem man derartige Degenerationserscheinungen wahrnehmen kann. Einmal streute es einem anderen Mädchen die Augen über und über voll Sand, so dass das Schlimmste zu befürchten war. Zur Strafe wurde es eine Zeitlang an einen Pfeiler angebunden - zusammen mit einem Kalb. Über diese schmachvolle Züchtigung schrie es kläglich. Und am Tage darauf? Da nahm es ein kleines Kind und steckte dessen Kopf in einen Wassertrog. Das arme Wurm wurde nur deshalb gerettet, weil eine Frau das Blubbern des mit dem Tode ringenden Kindes hörte und herbeistürzte. Natürlich ist es unmöglich, solch ein unglückliches, erblich belastetes Mädchen zu behalten, es wird bei der nächsten Gelegenheit heimgeschickt. - Eine weitere Besonderheit der Kaller ist schließlich die Beschneidung der 10 bis 12jährigcn Knaben. Da dies jedoch eine rein religiöse Zeremonie ist, die man übrigens wahrscheinlich von den Mohammedanern übernommen hat, lässt sie sich leicht von den christlichen Gemeinden fernhalten.

## 5. Maßnahmen der Regierung

Es bedarf keiner Ausführung, dass dieses Volk der Regierung von jeher ein Dorn im Auge gewesen ist. Doch erwiesen sich alle ihre Maßnahmen als vergeblich Erst seit 1920 ist Durchgreifendes geschehen. Es wurde ein besonderes Dezernat für die Kaller errichtet und mit weitgehenden Vollmachten ausgerüstet. Die modernsten Hilfsmittel wurden verwendet. Von jedem Kaller - es handelt sich um mehrere Hunderttausend - sind Fingerabdrucke genommen. Das Verlassen des Dorfes bei Nacht ist auf das Strengste verboten. Tut es jemand ohne Pass doch, so wird er dazu verurteilt, eine Reihe von Monaten Abend für Abend zur nächsten Polizeistation zu wandern, die 10

km entfernt sein mag, um dort die Nacht zu schlafen. Das wirkt Wunder. Indessen kam es gelegentlich zu Kämpfen zwischen Dorfschaft und Polizei, wobei erstere natürlich den kürzeren zog. So müssen sich die Kaller durchweg den friedlichen Beschäftigungen zuwenden, vor allem der Landwirtschaft. Wenn es geregnet hat, sieht man sie auf den Feldern, wie sie in langen Reihen mit dem von zwei Ochsen gezogenen Holzpflug aus Urvätertagen schmale Rillen in den Boden kratzen. - Hand in Hand mit den Zwangsmaßnahmen, die jedoch als Übergang zu betrachten sind, geht eine weitreichende erzieherische Tätigkeit. Hin und her im Lande richtet die Regierung Schulen ein und bewilligt selbst Stipendien. Die 42 Schulen, die in diesem Gebiete der Mission unterstehen, sind Regierungsschulen, in denen kein christlicher Religionsunterricht erteilt werden darf. Doch können die Lehrer - natürlich stellt die Mission nur christliche Lehrer an - ungeheuer viel Segen stiften. Wer die Verhältnisse näher kennen lernt, kann es mit Händen greifen. Diese Lehrer sind die eigentlichen Pioniere der Mission. Denn gewinnen sie die Herzen der Jugend, so bahnen sie sich den Weg zum Herzen der Alten. Aus jenen Dorfschulen rekrutieren sich die Kallerkinder der Missionskostschulen in Usilampatti, Madura und Virudhunagar. Dort erhalten sie eine christliche Erziehung, und viele von ihnen bitten, wenn sie älter werden, um die Taufe, Oft ziehen sie die Eltern und Verwandten nach sich. So entstehen in vielen Dörfern christliche Familien und christliche Gemeinden.

## 6. Ausflug nach Usilampatti

Die Missionsarbeit im Kallernad, das zum schwedischen Gebiet gehört - aber auch im Leipziger Gebiet gibt es viele Kaller - ist alt. Doch wurde sie stets nur von Madura aus betrieben. Erst im Jahre 1925 wurde in dem schon mehrfach erwähnten Usilampatti, einem großen Marktflecken, ein Missionshaus gebaut. Der schwedische Missionar Himmelstrand ist der dort stationierte Räubermissionar. Als er mich einlud, einige Tage bei ihm zu verbringen - im September hatte die Sprachschule in Kodaikanal kurze Ferien - sagte ich mit Freuden zu. Verstehe ich auch nur erst wenig Tamulisch, so konnte ich doch oft bei den Ansprachen dem Gedankengang folgen. Eines Morgens um 5 Uhr machte ich mich mit Bruder Tiliander, ebenfalls einem Schweden, der mit mir die Sprachschule in Kodaikanal besucht, auf den Weg. Drei Tamulen mit je einem Koffer auf dem Kopfe marschierten im Gänsemarsch hinter uns. Glücklicherweise hatten wir sie wecken lassen, so dass sie nur eine halbe Stunde zu spät zu uns kamen - für indische Begriffe eine Lappalie. Dann ging es den alten Weg nach Periyakulam herunter, den ich als Kind im Hängestuhl zurückgelegt hatte. Der Abstieg war herrlich, aber ich kann davon hier nicht erzählen. Wohl über hundert Windungen schlossen sich steil aneinander an. Später schnitten wir auf schmalen Pfaden viel ab, mussten jedoch springen wie Gemsen. Und die Inder hinter uns sprangen auch, so dass die Koffer hüpften, glücklicherweise ohne herabzustürzen. In etwa zwei Stunden überwanden wir den Höhenunterschied von 2.000 m. Majestätisch ragte hinter uns das Steilgebirge empor.

Nach kurzer Fahrt in einer rüttelnden Jutka, einem engen, zweirädrigen Pferdewagen, und endloser Fahrt im schüttelnden Autobus gelangten wir schließlich ans Ziel. Der erste Autobus war beängstigend klapperig, fuhr jedoch rücksichtslos schnell, und aus der Öffnung über dem Motor spritzte uns kühlend das Wasser ins Gesicht. Der zweite Autobus erschien vertrauenerweckender, aber auch da wurden wir auf den schlechten Straßen von den Sitzen gegen das Verdeck geschleudert und wir erlitten viel Verspätung durch einen Federbruch. Erst gegen Nachmittag erreichten wir die Missionsstation.

Das Missionshaus ist einstöckig und in seiner Ausführung außerordentlich schlicht. Ringsum spross schon das Grün, das mit tropischer Schnelligkeit wächst, aber mühsame Bewässerung erfordert. Verbunden mit der Missionsstation ist, wie schon angedeutet, eine Kostschule und außerdem ein landwirtschaftliches Unternehmen. So hört man im Hofe das Singen der Mädchen und das Krähen der Hähne und das mahlende Geräusch der wiederkäuenden Kühe und Büffel.

Missionar Himmelstrand ist freilich nicht sehr oft zu Hause. Tagelange Ausflüge führen ihn weit hinaus in den Distrikt zu Schulvisitationen und zur Heidenpredigt, und zwar meist zu Fuß. So wanderte auch ich auf solch eine mehrtägige Distrktsreise hinaus. Früh nach Sonnenaufgang brachen wir auf mit Pastor Rajendram und Evangelist Gnanaditam. In den Dörfern, durch die wir kamen, wurde gepredigt. Endlich nach stundenlanger Wanderung erreichten wir unser Hauptquartier, die Schule in Pudupatti, nichts weiter als eine nach einer Seile hin offene Lehmhütte. Die Feldbetten wurden aufgeschlagen, und zwei Tamulinnen richteten das Essen her, lauter echt indische Kost, morgens Appam und andere Dinge, deren Namen ich immer wieder vergesse, mittags Reis mit Curry und abends Curry mit Reis. Aber wie! Mit Pfeffer und anderem scharfen Gewürz zubereitet, dass den Indern das Herz im Leibe lacht und dem Neuling die Zunge brennt und immer wieder der Schluckuck im Halse aufsteigt. Unsere Hütte war meist von Menschen umlagert. Da es gegen die guten Sitten Indiens verstößt, beim Essen zuzugucken, zogen sie sich dann manchmal zurück, so dass wir etwas ausatmen konnten. Aber sonst verfolgten sie mit Argusaugen alles, was in der Hütte vor sich ging, das Aufstehen in der Morgendämmerung mit eingerechnet, und zwar stehend und kniend und sich den Hals ausrenkend. Nur mit gutem Humor lässt sich so etwas ertragen.

## 7. Heidenpredigt

Doch nun zur Heidenpredigt! Ein Leipziger Buchhändler fragte mich einmal mitleidig, ob es wahr wäre, dass die Missionare in den indischen Dörfern auf der Geige spielen müssten, um überhaupt die Hörer anzulocken. Wie ganz anders ist es in Wirklichkeit! Da ist gar nichts Gekünsteltes. Wir brauchten in einem Dorf nur stehen zu bleiben, und schon versammelten sich die Leute, groß und klein, und alle erwartungsvoll. Meist war es unter dem Tamarindenbaume, der indischen Dorflinde, in der Nähe des Götzenaltars, auf dem die Bilder von Minatschi, Alayarswami, Ayenar, Karuppen (der "Schwarze") u. a. stehen und vor denen die Kaller, früher selbst für ein gutes Gelingen ihrer Diebeszüge, Opfer darbringen. Wenn die Dorfleute zusammengeströmt sind, bedarf es kaum einer Einleitung, und die Ansprache kann sofort zu religiösen Dingen und von dort zum Herzen der Missionspredigt übergehen. Zweierlei ist dabei oft kennzeichnend: einerseits das Verwandeln der Ansprache in eine Zwiesprache mit einem der Hörer, meist einem graubärtigen Alten, und anderseits das Singen von Liederversen in indischer Melodie, aber auch dies völlig ungekünstelt.

Ich zeichne mit wenigen Strichen vier Bilder, die dies anschaulich machen mögen.

Morgens um 8 Uhr. Wir hockten im Schatten eines Hauses auf einer von den Bewohnern herbeigeschleppten primitiven Bettstelle. Um uns lagerten sich die Hörer. Missionar Himmelstrand sprach darüber, dass unser Herz oft einem Hause gleiche, in dem Fledermäuse und anderes Getier haust. Hieran knüpfte nachher Pastor Rajendram an mit packen' der Anschaulichkeit. Ich - er wies auf mich - habe ihn am vorhergehenden Tage gefragt, wo all die vielen Schlangen wären, und ich hätte mich gewundert, dass sich nicht hinter jeder Wegebiegung eine Schlange geringelt hätte. (Übrigens hatte ich nur im Scherz gefragt.) Da merke man, dass ich noch nicht lange in Indien gelebt hätte. Schlangen kröchen nicht morgens um 10 Uhr im Hellen herum, sondern wo? Im Dunkeln natürlich! - Alle Hörer schmunzelten. Und dann lenkte der Pastor über zu den bösen Gedanken, die nur in einem finsteren Herzen wohnen können. Da verstand auch der Einfältigste unmittelbar das Wort: Ein reines Herz, Herr, schaff in mir! Nach gut einer Stunde wanderten wir weiter. - Und ein Sämann ging aus, zu säen seinen Samen.

Ein anderes Dorf, Sadaichipatti. Es war mittags 12 Uhr. Wir hatten einen langen, glühend heißen Weg hinter uns und einen ebensolchen vor uns. Schutzbrille und Regenschirm gaben etwas Schutz gegen die stechenden Sonnenstrahlen, aber wir waren trotzdem längst plitsch-nass und müde. Diesmal wurde das dortige Schulgebäude zum Predigtplatz. Die Kaller saßen auf dem Boden oder drängten sich hinter den Fenstern. Unser Pastor erzählte eine Geschichte. Sie handelte von einer goldenen Stadt auf einem hohen Berge, wo ein König im Frie-

den regierte. Am Fuße des Berges lag im dichten Dschungel ein ärmliches Dorf, dessen Bewohner gegen Löwen, Tiger und Wölfe zu kämpfen hatten. Da kam eines Tages der König aus seiner goldenen Stadt herab und war tief erschüttert über das Elend in dem armen Dorfe. Er erzählte seinem Sohn davon, und dieser sprach: Ich will hinabsteigen und ihnen Hilfe bringen, auch wenn ich sterben müsste. Und er ging hin und erlitt den bittersten Tod. - Wie die Hörer lauschten und wie ihre Augen glänzten! Ob ihnen die Botschaft nachgeht von dem barmherzigen Vater im Himmel, der die Welt so geliebt hat, dass er seinen eingebornen Sohn dahingab? ... Und wieder griffen wir Zum Wanderstab.

Abenddämmerung. Bleierne Müdigkeit lag uns in den Gliedern. Denn wir waren am Morgen und Mittag acht Stunden unterwegs gewesen. Wir näherten uns Paskaranpatti. Papageien lärmten auf einem riesigen Baume. Dicht beieinander standen drei Götzentempel; an einer eisernen Kette hingen verrostete Messer und andere Opfergeschenke. Als wir die Dorfstraße entlang gingen, fletschten uns zwei riesige Hunde an, aber sie machten wenigstens mit ihrem Gebell das Dorf lebendig. Dann setzten mir uns. Die Menschen standen wie Mauern. Einer nach dem anderen hielt eine Ansprache, zuletzt der Pastor. Was sollen wir Gott darbringen? Blumen, oder Tieropfer? Aber Blumen und Tiere hat Gott uns geschenkt. Was erwarten Eltern von ihren Kindern? Etwa Perlen oder sonst etwas, dass sie ihnen vorher geschenkt haben? Nein, etwas ganz anderes - ihre Liebe, ihr Herz, Was sollen wir Gott bringen? Unser Herz! Und der Pastor sang wieder und wieder in der langgezogenen, fast schwermütigen Gesangsweise der Inder: "Gib mir, mein Sohn, dein Herz!" Längst war es dunkel geworden. Über uns leuchteten die Sterne, vor uns schimmerten durch die Nacht die hellen Gewänder der Inder. Regungslos lauschten sie auf die Stimme, die wieder und wieder anstimmte: "Gib mir, mein Sohn, dein Herz!" Es war das Rufen des guten Hirten, der nicht ansehen kann, dass eins seiner Schafe verloren geht.

Gib mir, mein Sohn, dein Herz - noch immer klingt in mir der Ruf jener nächtlichen Stunde im Kallerdorfe nach.

Und schließlich der letzte Abend. Es regnete, und wir mussten in unserer Hütte bleiben. So sangen wir abwechselnd Lieder, indische, schwedische und deutsche, jeder in seiner Muttersprache, und dabei wanderten unwillkürlich die Gedanken in die ferne, ferne Heimat. - Währenddessen füllte sich die Hütte mit Menschen, die vorbeikamen und nach kurzem Gruß eintraten. Gerade hatte Missionar Himmelstrand sich erhoben und angefangen zu predigen, als plötzlich ein Wolkenbruch losbrach, der das Weitersprechen unmöglich machte. Es rauschte und brauste, so dass das Wasser durch das Dach drang und sich die Kinder unter die beiden Tische verkrochen; die Frösche wurden lebendig und gaben ein rastloses nächtliches Konzert.

Und doch war gerade dieser Regen von besonderer Art. Am vorhergehenden Abend nämlich hatten die Leute unseres Dorfes Beratung gehabt, ob sie ihren Götzen opfern sollten, um von ihnen Regen zu erbitten. Schließlich hatten sie aufs Opfern verzichtet, weil einige erklärten: "Auch im vorigen Jahre hatten wir Dürre. Aber als der Missionar kam, regnete es. Nun ist der Missionar auch dies Jahr in der Dürre gekommen. Sollte es dann nicht wieder regnen?" Und das Wunder geschah. Es regnete in Strömen, so, dass die Felder erquickt und die ausgetrockneten Stauseen gefüllt wurden.

Ist das nicht ein Gleichnis? Wenn Gott dem vertrockneten Erdreich Regen sendet, dass die Frucht gedeihe, sollte er dann nicht Macht haben, in Menschenherzen die Saat des ausgestreuten Gotteswortes aufgehen zu lassen, selbst im Lande der Diebe und Räuber? Oder gerade hier. Sind doch gerade aus diesem in so vieler Hinsicht liebenswerten Volke starke christliche Persönlichkeiten hervorgegangen, wie der alte Pastor Devasagayam, dessen Lebensbeschreibung vielen bekannt ist.

Jawohl - Kallernad für Christus! Hüter, ist der Tag noch fern? Schon ergrünt es auf den Weiden.